

Gewöhnung an Gewalt und Extremismus

Gewalt, Fremdenfeindschaft, antidemokratische Einstellungen und rechtsextreme Neigungen charakterisieren die gesellschaftliche Situation eines beträchtlichen Teils der jungen Generation. Politiker auf allen Handlungsebenen sind zu Reaktionen gezwungen, die darin bestehen müssen, unerträgliche Erscheinungsformen energisch zu bekämpfen, Konfliktlösungen im intergenerativen Dialog durch Sinnstiftung und Wertevermittlung anzubieten und, längerfristig, die Ursachen des Problems zu beseitigen. Dazu bedürfen Politiker, Sozialarbeiter, Organe der Polizei und Justiz der Unterstützung durch wissenschaftliche Forschung, die sich nicht als Selbstzweck versteht, sondern als Serviceleistung gegenüber der Gesellschaft.

Als das Zentrum für Antisemitismusforschung vor etwa einem Jahr vorschlug, eine „**Arbeitsstelle Jugendgewalt und Rechtsextremismus**“ zu etablieren, fand das etlichen Beifall und auch ideelle Unterstützung. Die Idee besteht darin, die Sachkompetenz des Zentrums und korrespondierender Wissenschaftler zu bündeln und unmittelbar in den Dienst der Gesellschaft zu stellen. Unmittelbar bedeutet dies, daß die Wissenschaft sich nicht auf Ferndiagnosen und theoretische Analysen beschränkt, daß Wissenschaftler verschiedener Disziplinen mit Sachkunde auf dem Gebiet von Feindbild und Vorurteil und deren Instrumentalisierungen durch rabiate Ideologien und brachiale Gewalt den Dialog mit Praktikern – Sozialarbeitern, Juristen, Polizisten, Lehrern – anbieten, um gemeinsam nach Wegen aus der Gewalt zu suchen.

Auch das ist bisher ohne Beispiel, daß ein universitäres Institut, das Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin, ohne Umweg und ohne zeitliche Verzögerung Mitarbeit anbietet zur Lösung gravierender öffentlicher Probleme. Das Angebot erging an die Regierungen der Länder Brandenburg und Berlin. Erwartet und immer noch erhofft wird die gemeinsame Finanzierung der notwendigen Stelle eines Wissenschaftlers. Eine einzige Stelle ist nötig zur endgültigen Einrichtung der Arbeitsstelle Jugendgewalt und Rechtsextremismus in Berlin und Brandenburg. Das Projekt steht und fällt damit.

Die Forschungsergebnisse der Arbeitsstelle sollen Mitarbeitern von Landes- und Kommunalbehörden zur Verfügung stehen, ebenso Sozialarbeitern, Polizisten und Justizbediensteten, um in den jeweiligen Arbeitsbereichen zielgenaues und effizientes Handeln zu ermöglichen. Das soll sowohl in Fortbildungsseminaren geschehen als auch in Form eines ständigen Beratungsangebotes, das im akuten Fall abzurufen ist. Damit soll der unbefriedigende Zustand überwunden werden, daß wissenschaftliche Erkenntnisse, die für Praktiker fruchtbar wären, im akademischen Ghetto ungenutzt bleiben, weil eine Übersetzungsagentur fehlt, eine Brücke vom Erkennen zum Handeln. Die Arbeitsstelle möchte durch Information und Fortbildung dazu beitragen, die Kompetenz der Akteure vor Ort so zu erhöhen, daß sie ihre Verantwortung wahrnehmen und sie nicht an übergeordnete Stellen delegieren oder das Problem verharmlosen. Die Arbeitsstelle will besonders der Gefahr begegnen, daß man sich vor Ort mit einer Normalität der Gewalt arrangiert. Gerade die Alltäglichkeit der Gewalt ist eine der Ursachen für neue Gewalt. Große Anstrengungen sind nötig, den Teufelskreis der Gewöhnung und Resignation und immer neuer Gewalttaten zu unterbrechen.

Das Schlimmste am jugendlichen Rechtsextremismus und am Phänomen der grassierenden Gewalt gegen Ausländer, gegen Andersdenkende, gegen anders Aussehende, gegen Beliebige ist der Gewöhnungseffekt. Wenn wir hinnehmen, daß Nachrichten über Gewaltexzesse zur normalen Zeitungslektüre, zum gewöhnlichen Fernsehabend gehören, über die man sich nicht mehr aufregt, weil Gewaltakte eben alltäglich sind, wenn die Gesellschaft sich durch Wegsehen oder achselzuckend mit rechtsextremem Getöse und demokratiefeindlichen

Parolen und der Jugendgewalt arrangiert, dann ist es um unsere Demokratie insgesamt schlecht bestellt. Genau diese Gewöhnung tritt aber derzeit ein. Die Anzeichen sprechen dafür und die Politik nimmt die Eskalation hin, weil die Gewalt Formen gefunden hat, die unterhalb des Sensationswertes von brennenden Asylbewerberheimen liegen.

Noch ist es nicht zu spät für sinnvolle Maßnahmen vor weiteren Eskalationen des Problems. Die „**Arbeitsstelle Jugendgewalt und Rechtsextremismus**“ kann mit geringem Aufwand beträchtliches leisten. Kriseninterventionen, die nötig werden, wenn die Gewöhnung an den Zustand von Gewalt und Rechtsextremismus als soziale Randerscheinung eingetreten ist, werden teurer sein als jede Prävention.

Wolfgang Benz

Strategien gegen Fremdenfeindlichkeit im Dialog

Das Maß des öffentlichen Interesses am Thema zeigte sich bereits, bevor das erste Wort gefallen war. Zum Auftakt der Konferenz über Rechtsextremismus und Jugendgewalt des Zentrums für Antisemitismusforschung am 1. und 2. November 1999 war im Sitzungssaal des TU-Senats kein Platz mehr zu erhalten. Neben einer Reihe von Wissenschaftlern waren Praktiker aus Berlin und Brandenburg gekommen: Sozialarbeiter, Verwaltungsmitarbeiter und Polizeibeamte, die in ihrem Alltag mit rechtsextremer Gewalt konfrontiert sind. Einen beträchtlichen Teil des Publikums stellten Journalisten, die den Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis über Strategien gegen Fremdenfeindlichkeit in Berlin und Brandenburg verfolgten.

Eine Feststellung zog sich wie ein roter Faden durch die Konferenz: Wer allein auf die rechten Schläger blickt, übersieht den Kern des Problems. Erst das gesellschaftliche Umfeld, konstatierten die Referenten, gebe der Gewalt den Raum. So wies der Berliner Kriminologe und Rechtsextremismus-Experte Bernd Wagner auf eine „völkische Gestimmtheit“ in beträchtlichen Teilen der brandenburgischen Bevölkerung hin. Eindimensionale Gegenrezepte, die sich nur auf die Gewalttäter konzentrieren, müßten daher ins Leere laufen. Auch das Hoffen auf schnelle Erfolge wird wohl vergeblich bleiben. Man war sich einig, daß nur langfristige und gesamtgesellschaftlich angelegte Strategien zum Ziel führen.

Die Brandenburgische Landesregierung versucht daher seit eineinhalb Jahren, mit dem Handlungskonzept „Tolerantes Brandenburg“ durch eine Vielzahl von Aktionen demokratische Leitbilder zu verbreiten. Gleichzeitig, forderte der Sozialpädagoge Ralf Bartsch, müßten jedoch die Kommunen die Grundversorgung für die Jugendarbeit bereitstellen. Experten schätzen, daß 60 Prozent der brandenburgischen Jugendarbeit von nicht qualifizierten ABM-Kräften geleistet werde. Nötig seien, so Bartsch, professionelle Sozialarbeiter, die lange genug eingestellt bleiben, um Beziehungen zu den Jugendlichen aufzubauen.

Ausmaß und Komplexität des Phänomens Fremdenfeindlichkeit verbieten es zudem, das Problem an einzelne gesellschaftliche Instanzen zu delegieren. Weder Schule und Jugendarbeit noch Polizei und Justiz sind allein in der Lage, Lösungen anzubieten. Die Leitbilder der demokratischen Gesellschaft müssen in den Alltag einsickern. So finden die Vertreter des Handlungskonzeptes „Tolerantes Brandenburg“ ihr Arbeitsfeld in allen gesellschaftlichen Bereichen – von der Freiwilligen Feuerwehr bis zum Angelsportverein.

Die Konferenz zeigte die Wünsche der Praktiker an die Wissenschaft. Die Evaluation bisheriger Ansätze ist zu kurz gekommen. Auch die Einstellungsforschung hat bisher noch viele Fragen offen gelassen. Zudem fehlen Kommunalstudien bisher fast ganz, obwohl die entscheidenden sozialen Prozesse im lokalen Raum ablaufen. Ob sich der Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis verstetigen läßt, ist allerdings ungewiß. Die Finanzierung der Arbeitsstelle Rechtsextremismus und Jugendgewalt des Zentrums für Antisemitismusforschung läuft in diesem Jahr aus. Der Leiter des Zentrums, Prof. Wolfgang Benz, rief daher Politik, Mäzene und Sponsoren auf, zur Lösung eines der drängendsten gesellschaftlichen Probleme beizutragen.

Mit dem Band „Gewalt ohne Ausweg?“ (*siehe Neuerscheinungen*), der ebenso wie die Konferenz mit Unterstützung des Ministeriums der Justiz und für Bundes- und Europaangelegenheiten des Landes Brandenburg ermöglicht wurde, legte die Arbeitsstelle Jugendgewalt und Rechtsextremismus des Zentrums erste Ergebnisse vor. Der Sammelband zeigt am Beispiel Brandenburgs und Berlins, wo Jugendpolitik, Kommunalpolitik und Sozialpädagogik in der Arbeit gegen rechtsextreme Gewalt ansetzen können.

Peter Widmann

*

Neuerscheinungen

Strategien gegen Rechtsextremismus und Jugendgewalt in Berlin und Brandenburg

Der Band stellt neuere wissenschaftliche Ergebnisse zum Rechtsextremismus aus der Perspektive verschiedener Forschungsrichtungen vor. Soziologen, Sozialpädagogen, Politologen, Historiker, Psychologen, Psychoanalytiker untersuchen rechtsextreme Dispositionen Jugendlicher, soziale Bedingungen für rechtsextreme Einstellungen, Medieneinflüsse sowie das Internet als Propagandamittel der Szene. Darüber hinaus werden mögliche Präventivmaßnahmen gegen fremdenfeindliches, antisemitisches und rassistisches Gewaltpotential bei jungen Menschen präsentiert.

Peter Widmann, Rainer Erb, Wolfgang Benz (Hrsg.), Gewalt ohne Ausweg? Strategien gegen Rechtsextremismus und Jugendgewalt in Berlin und Brandenburg, Berlin 1999 (Metropol Verlag, DM 34.-)

Antje Kuchenbecker

Zionismus ohne Zion

Bereits im Mai 1934 hatte Michail I. Kalinin, Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjet, Birobidzan „als einen jüdischen nationalen Staat“ proklamiert. Die Jüdische Autonome Provinz existiert noch heute, auch wenn die meisten jüdischen Bewohner nach Israel ausgewandert sind. Nach offizieller sowjetischer Lesart wurde dort im Fernen Osten ein „Jahrhundertproblem“ gelöst und die Gleichberechtigung der Juden verwirklicht. Zeitgenossen dagegen äußerten den Verdacht, Birobidzan sei der Versuch Stalins gewesen, „die Juden in den Sumpf zu jagen“. Ziel der Studie ist es, die Entstehung und Entwicklung der Idee eines „Judenstaates“ in der Sowjetunion und ihre geistesgeschichtlichen, politischen und ökonomischen Hintergründe zu klären.

Antje Kuchenbecker, Zionismus ohne Zion. Birobidzan: Idee und Geschichte eines jüdischen Staates in Sowjet-Fernost, Berlin 2000 (erscheint im Januar 2000 in der Reihe Dokumente, Texte, Materialien, Bd. 32, Metropol Verlag, DM 38.-)

Im Gespräch mit Wolfgang Benz wird Antje Kuchenbecker am 20. Januar 2000 um 20.00 Uhr ihr Buch in der Reihe „Lebenszeugnisse“ im Literaturforum im Brecht-Haus, Chausseestr. 125, 10115 Berlin vorstellen.

Alina Margolis-Edelman

Als das Ghetto brannte. Eine Jugend in Warschau

Die Erinnerungen gehören zu den beeindruckendsten Zeugnissen über das Leben im Warschauer Ghetto. Alina Margolis Edelman ist 13 Jahre alt, als sie sich mit ihrem Bruder im Warschauer Ghetto wiederfindet. Dort kann sie im Krankenhaus arbeiten. Sie entkommt der Deportation im Juli 1942 dank ihrer Stellung als Schwesternschülerin und flieht auf Drängen der Mutter nach den ersten Kämpfen im Januar 1943 aus dem Ghetto. Auf der „arischen“ Seite Warschaus lebt sie mit gefälschten Papieren. Sie nimmt am Warschauer Aufstand im Sommer 1944 teil und wird am 18. Januar 1945 in einem Dorf in der Nähe Warschaus zusammen mit ihrer Mutter, ihrem späteren Ehemann Marek Edelman, dem Helden des Ghettoaufstands, und anderen von russischen und polnischen Truppen befreit.

Alina Margolis-Edelman, Als das Ghetto brannte. Eine Jugend in Warschau, Berlin 1999 (Reihe Bibliothek der Erinnerung, Band 6, Metropol Verlag, DM 28.-)

Alina Margolis-Edelman: Der Umhang

In meiner Klasse in der Grundschule gab es Klara. Klara war ein ungewöhnlich häßliches Mädchen, wohl das häßlichste Kind, das ich jemals gesehen hatte, mit ihrem länglichen Gesicht, den hervorstehenden Fischaugen einer undefinierbaren Farbe und der großen, vorspringenden Nase, wie in der Mitte gebrochen. Die Nase ragte aus dem mageren Gesicht hervor und zog die Aufmerksamkeit auf sich. Hinzu kam, daß Klara einen sehr lächerlichen Familiennamen hatte. Sie hieß Studniporek. Wir spielten niemals in den Pausen mit ihr, nicht wegen ihrer Häßlichkeit und sicherlich auch nicht wegen ihres lächerlichen Namens, sondern weil Klara anders war als wir alle. Stets hielt sie ein Buch in der Hand, täglich lieh sie in der Pause ein Buch in der Schulbibliothek aus, und wenn die Schule aus war, las sie es auf der Straße.

Die Dame aus der Bibliothek bestellte ihre Mutter zu sich und sagte, daß sie Klara kein Buch mehr für zu Hause ausleihen wolle, da sie fürchte, Klara würde noch unter ein Auto kommen, wenn sie auf dem Nachhauseweg auf der Straße liest, und wer wäre dann wohl verantwortlich dafür?

Aber das half nichts, Klara schrieb sich in einer Bibliothek in ihrer Nachbarschaft ein. Merkwürdig, daß man dort ein zehnjähriges Mädchen als Leserin akzeptierte. Die einzige Veränderung bestand darin, daß sie von nun an die Bücher auf dem Hinweg zur Schule las.

Einige Zeit später bestellte die Dame aus der Bibliothek ihre Mutter wieder zu sich und sagte ihr, daß Klara bereits alle Bücher für Kinder im Grundschulalter und auch die für ältere Jugendliche ausgelesen und nun ein Buch von Proust ausgesucht habe, das mit Sicherheit nicht für sie geeignet sei. Ich weiß gar nicht, wie wir überhaupt davon erfahren haben, aber Klara Studniporek stieg dadurch ganz und gar nicht in unserer Achtung; in den Pausen saß sie weiter allein in der Ecke, vertieft in die Seiten eines Buches, hinter dem sie ihre große Nase verbarg.

Klaras Mama war eine kleine, schlecht gekleidete Frau, besaß unweit der Schule einen kleinen Lebensmittelladen und hat wohl nie ein anderes Buch gelesen als die Fibel, aus der ihr das Lesen beigebracht worden war.

Der Krieg begann, und ich habe Klara nie mehr gesehen, wie auch keines der anderen Mädchen aus meiner Klasse.

Eines Tages, es war schon im Warschauer Ghetto, kehrten wir gerade vom Krankenhaus an der Leszno-Straße zum Internat der Schwesternschule zurück. Plötzlich erblickte ich Klara an einer Hauswand. Es gab keinen Zweifel, daß sie es war, eine solche Nase hatte niemand anders auf dieser Welt. Sie war entsetzlich mager, und ihre Nase erschien doppelt so groß. An die Hauswand gekauert, hielt sie ein Buch umklammert, zog es dicht heran und schaute völlig ausdruckslos hinein. Ich blieb stehen, die anderen Mädchen gingen weiter. Ich sah, daß Klara vor Kälte zitterte. Ich bedeckte sie mit meinem warmen Schwesternumhang und dachte, daß ich ihr sofort etwas heißes Wasser bringen müsse; etwas zu essen gab es in der Schule nicht mehr. Ich rannte so schnell ich konnte, die diensthabende Schwester an der Pforte gab mir heißes Wasser, und ich lief zurück. Klara lag auf dem schmutzigen Straßenpflaster, mein Umhang war verschwunden, jemand hatte ihn mitgenommen.

Ich beugte mich über sie. Ihre Arme, mager und steif, umklammerten das Buch. Es war die »Ilias«. Klara war tot.

Manchmal frage ich mich, ob sie mit meinem warmen Umhang einen leichteren Tod hatte.

(Aus: *Als das Ghetto brannte*, S. 74 ff.)

Erwin Tichauer

Totenkopf und Zebrakleid. Ein Berliner Jude in Auschwitz

Am 27. Februar 1943 wird Erwin Tichauer zusammen mit etwa 11.000 anderen Berliner Juden im Zuge der sogenannten Fabrikaktion verhaftet und wenige Tage später nach Auschwitz deportiert. Zunächst muß er in der Kohlengrube des Nebenlagers Jawischowitz arbeiten, über das bisher wenig bekannt ist. Dies gilt ebensp für die Zustände in den Weichsel-Union-Werken und das Waldlager Ampfing, in das Tichauer nach der Evakuierung von Auschwitz verbracht wurde. Das Buch versteht sich als Zeugnis, ohne den dokumentarischen Anspruch eines Tagebuchs oder den Charakter einer geschichtlichen Abhandlung zu erheben. Zwei Jahre nach seiner Be-

freierung aus deutscher Lagerhaft begann Erwin R. Tichauer damit, seine Erinnerungen aufzuschreiben. Er wählte die Form eines mit fiktionalen Elementen durchsetzten Erlebnisberichts.

Erwin Tichauer, Totenkopf und Zebraleid. Ein Berliner Jude in Auschwitz, Berlin 2000 (Reihe Bibliothek der Erinnerung, Band 5, Metropol Verlag, DM 32.-; erscheint im Februar)

*

Veranstaltungshinweis

Eva Zeller liest aus ihrem Roman „Das versiegelte Manuskript“

Zeit: 24. Februar 2000, 20.00 Uhr

Ort: Literaturforum im Brecht-Haus, Chausseestr. 125, 10115 Berlin

Eva Zeller beschreibt in ihrem Roman das Schicksal der Kriegswaisen Beate. Das Kind – Jahrgang 1944 – hat ihre Eltern nie kennengelernt. Nach dem Tod der Großeltern, die ihr eine Villa hinterlassen haben, findet sie auf dem dortigen Dachboden ein Manuskript, das an sie adressiert ist. Nun erfährt sie das bittere Schicksal ihrer Mutter, die, von russischen Soldaten verschleppt, in einem sowjetischen Straflager den Tod fand. Etwa zur gleichen Zeit lernt Beate den Juden Jacob Stern kennen, der als einziger seiner Familie den Holocaust überlebte. Zwei „Übriggebliebene“, deren unterschiedliche Biographien beide zur Sprachlosigkeit verurteilt haben. Erst eine Reise nach Moskau läßt sie zaghaft über Ängste und Erfahrungen sprechen.

Der Roman ist 1998 in der Deutschen Verlagsanstalt erschienen und kostet DM 36.-

*

Studenten interviewen den Gastprofessor des Zentrums für Antisemitismusforschung Brewster S. Chamberlin

35 Jahre Umweg oder wie ein Schriftsteller zum Historiker wurde

Brewster S. Chamberlin ist anerkannter Historiker und Archivar des United States Holocaust Memorial Museum in Washington, D.C.. Er studierte Moderne Europäische Geschichte in den USA und in Deutschland. Chamberlin leitete verschiedene wissenschaftliche Projekte, u.a. das OMGUS-Projekt, das zusammen mit dem Institut für Zeitgeschichte und dem Bundesarchiv Koblenz durchgeführt wurde und war am Aufbau des Holocaust Museums beteiligt. Im Wintersemester 1999/2000 (Oktober-Dezember 1999) lehrte Chamberlin als Gastprofessor am Zentrum für Antisemitismusforschung. Er hielt eine Vorlesung mit dem Titel „Wem gehört die Vergangenheit?“ zur Gedenkkultur in Amerika sowie ein Kolloquium zu den Quellen des Holocaust Museums.

Chamberlin bezeichnet seine Historiker-Karriere als eine „35 Jahre währende Detour“. Wir stellten ihm einige Fragen zu seiner Arbeit als Historiker, seinem ersten Kontakt mit Deutschland und seinen Ansichten über Berlin, der Zeit am Zentrum für Antisemitismusforschung sowie seinen Zukunftsplänen.

Wie kam Ihr erster Kontakt mit Deutschland zustande?

Das begann eigentlich, als ich als Clerk in den sechziger Jahren in New York arbeitete. Ich wollte unbedingt Schriftsteller werden und ein guter Freund meinte, daß jeder große amerikanische Schriftsteller einmal in Deutschland gewesen sein müßte. Außerdem hätte er Freunde in Heidelberg, mit denen er mal telefonieren könnte. Also nahm ich mein Ersparnes, heuerte auf einem jugoslawischen Frachter an und war 20 Tage unterwegs bis nach Genua. Es war eigentlich sehr schön, zumindest nachdem ich mich von einem wahnsinnigen Fieber erholt hatte, das nach einem etwas unkonventionellen Impfversuch des Schiffsarztes eintrat...

In Heidelberg schrieb ich dann an meinem ersten – übrigens nie veröffentlichten – Roman weiter, bis mein Geld aufgebraucht war. Dann begann ich an der Universität Maryland in Heidelberg zu arbeiten und machte dort abends meinen B.A.. Nach fast vier Jahren zog es mich zurück in die USA, wo ich – was nützt schon der B.A. für die Laufbahn - meinen Master und schließlich meinen Ph.D. machte.

Wie kamen Sie an die TU?

Durch Prof. Benz, der einer der führenden Köpfe beim OMGUS-Projekt war und mit dem ich seit dieser Zeit befreundet bin. Er fragte mich letztes Jahr, als ich in Berlin war, ob ich nicht als Gastdozent ein Semester an der TU verbringen wolle. Ich dachte, es sei scherzhaft gemeint und antwortete scherzhaft mit „Ja, sofort“. Eine zeitlang später rief er mich dann an, und meinte „Ich bereite gerade das Vorlesungsverzeichnis für das nächste Semester vor, was willst Du für eine Veranstaltung machen?“. Ich war erst einmal überrascht, habe dann meine Beurlaubung am Holocaust Museum eingereicht und mir dann zusammen mit Prof. Benz ein hoffentlich interessantes Thema überlegt.

Wie beurteilen Sie die Studenten ihrer Lehrveranstaltungen?

Eine echte Beurteilung vermag ich nicht abzugeben, da ich nur ein halbes Semester hier verbracht habe. Aber ich muß sagen, daß v.a. die jüngeren Studenten sehr schüchtern sind. In meiner Vorlesung hat z.B. kaum jemand Fragen gestellt und wenn dann waren es ältere.

Was hat Ihnen der Aufenthalt am Institut persönlich gebracht?

Es war ein großes Ereignis für mich. Ich mußte 1986 aufhören zu lehren, weil mich die Arbeit am Museum zu sehr in Anspruch nahm und ich muß sagen, es hat mir sehr viel Spaß gemacht, wieder zu lehren, bei den Studenten zu sein. Hoffentlich hat es auch den Studenten Spaß gemacht, und hoffentlich konnten sie auch etwas lernen dabei. Wenn ich nochmals komme, dann allerdings im Sommersemester... Diesmal hatte ich auch kaum Zeit für mein Buch...

Sie schreiben an einem Roman über Berlin...

Ja, ich hatte durch meine Arbeit, gerade auch in dem Jahr im Landesarchiv Berlin, soviel gelesen, daß ich dachte, ich sollte etwas darüber schreiben. Thema ist die Geschichte der Berliner Künstler und Intellektuellen, die zwischen 1933 und 1938 ins Exil gingen und teilweise später wieder zurückkehrten. Die Stadt spielt dabei eine sehr wichtige Rolle.

Eigentlich habe ich schon 1981/82 den ersten Band – das Ganze ist als Trilogie angelegt – verfaßt, im letzten Jahr habe ich ihn allerdings vollkommen neu geschrieben und werde jetzt mit dem zweiten Band beginnen. Deswegen werde ich auch sicher wieder kommen, weil ich noch etwas Quellenarbeit für dieses Buch betreiben möchte, also z.B. im Landesarchiv auf alte Stadtpläne Straßen und Straßennamen von damals überprüfen, weil sich doch viel verändert hat.

Hat Berlin sich sehr verändert? Beeinflußt das ihre Wahrnehmung von der Stadt?

Berlin hat sich sehr verändert. Es war früher nicht die Weltstadt, die es heute ist oder doch zumindest in den nächsten drei Jahren werden wird: Ich denke, Berlin wird wieder, was es sehr viel früher schon einmal war: „Crossroad“ zwischen Ost und West.

Mein eigenes Bild von der Stadt hat sich nicht verändert, obwohl manche architektonische Grausamkeit begangen wurde...

Wie beurteilen sie den Umgang der Deutschen mit ihrer Geschichte, insbesondere dem Holocaust?

Es herrscht eine Spaltung zwischen den beruflich damit Beschäftigten, den Jüngeren, den nicht mehr direkt Involvierten, die gut mit der deutschen Vergangenheit zurecht kommen und umgehen können, und den Leuten,

die dazu eine problematischere Haltung haben, entweder beruhend auf Unwissenheit oder übertriebenem Nationalismus oder einfach, weil sie handeln, ohne nachzudenken.

Wie beurteilen Sie die Gefahr der Instrumentalisierung der Geschichte, insbesondere des Holocausts?

Geschichte wird jeden Tag instrumentalisiert, was besonders beim Holocaust sehr zu bedauern ist. Das Holocaust Museum wurde z.B. von allen amerikanischen Präsidenten, mit Ausnahme vielleicht von Ford, für ihre eigenen Zwecke im Sinne aktueller tagespolitischer Anlässe, mißbraucht. Leider ist die Instrumentalisierung von Geschichte unvermeidbar. Als Wissenschaftler allerdings muß man ganz besonders vorsichtig sein.

Wie beurteilen sie die Beziehung von Geschichte und dem Massenmedium Fernsehen?

Als eine sehr schwierige. Die Darstellung von Geschichte in populären Filmen wie z.B. Schindlers Liste, und die historische Wirklichkeit divergieren teilweise sehr. Das mag nicht einmal böse Absicht sein, aber es ist schon in einer Dokumentation sehr schwierig, komplexe Sachverhalte klar darzustellen. In dramatischer Form ist es fast unmöglich. Schon dramatische Effekte verändern die Darstellung und Wahrnehmung der Geschichte. Auch fragt von den Leuten, die diese Filme sehen, kaum jemand, ob dies historisch korrekt, sondern nur, ob es eine gute Story ist.

Beeinträchtigt dabei das Massenmedium Film/Fernsehen das Geschichtsbild der Menschen?

Meinungen werden leider viel eher durch Filme, wie z.B. Schindlers Liste, gebildet, als durch das Museum. Das ist sehr bedauerlich, aber leider kaum zu ändern. Die wenigsten Menschen lesen Geschichtsbücher, was man ihnen aber auch nicht verübeln kann, da viele einfach unlesbar sind. An der Uni kann man zwar lernen, wie man ein guter Historiker wird, aber leider nicht, wie man Geschichte gut schreibt. Deshalb entstehen dann 600 bis 700 Seiten schwere, unlesbare Bücher, durch die sich hindurchzukämpfen eine reine Qual ist.

Also schreiben Historiker nur für eine Minderheit? Empfinden sie das für ihre persönliche Arbeit als demotivierend?

Nein, es ist mehr ein Ansporn, das, was man macht, noch besser, noch verständlicher zu machen, ohne dabei die Qualität der Analyse zu zerstören.

Die Frage, die sich bei der Behandlung historischer Themen immer stellt, ist, wie kompliziert darf und wie einfach muß es sein. Mit dieser Problematik hatten wir auch bei der Konzeption der Dauerausstellung des Museums zu kämpfen: Leider ging uns dort die analytische Stringenz verloren, weil einfach zu viele Leute daran gearbeitet haben. Auch ist es immer schwierig, im Nachhinein noch etwas zu verändern, weil es natürlich eine Lücke hinterläßt - wenn ich etwas herausnehme - die neu gefüllt werden will.

Wir danken Ihnen für das Gespräch und würden Sie um einen Schlußsatz bitten

Ich war angenehm überrascht, daß soviele intelligente, sensible Studenten sich für das Thema des Erinnerns und das Museum interessierten – das ist ein gutes Zeichen für die Zukunft.

Das Interview wurde geführt von Nicolle Wachsmuth, René M. Carl, Nele-Hendrikje Lehmann

Nachrichten

Die Assistentenstelle (C1) am Zentrum für Antisemitismusforschung wurde im Oktober 1999 mit der Literaturwissenschaftlerin Dr. Mona Körte besetzt. Frau Körte, geb. 1965, hat an der FU und der TU Berlin Germanistik studiert, war Doktorandin am Zentrum für Antisemitismusforschung und promovierte 1998 mit dem Thema „Die Uneinholbarkeit des Verfolgten. Der ewige Jude in der literarischen Phantastik (erscheint in der Schriftenreihe des Zentrums für Antisemitismusforschung bei Campus im Frühjahr 2000) an der TU Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte und Veröffentlichungen konzentrieren sich auf die Ahasver-Thematik und jüdische Selbstzeugnisse. Frau Körte wird ab Sommersemester 2000 Lehrveranstaltungen anbieten.

Verein der Freunde und Förderer des Zentrums für Antisemitismusforschung

Am Donnerstag den 25. November 1999 hat der Verein der Freunde und Förderer des Zentrums für Antisemitismusforschung eine Mitgliederversammlung abgehalten. Wolfgang Benz stellte kurz die verschiedenen Projekte sowie die Arbeiten vor, die mit Doktorandenstipendien aus Vereinsmitteln gefördert werden. Er wies darauf hin, daß solche Vorhaben nicht allein aus Mitgliedsbeiträgen unterstützt werden könnten, möglich würde dies erst durch großzügige Spenden aus der Wirtschaft. Satzungsgemäß wurde ein neuer Vorstand gewählt. Der alte Vorstand stellte sich wieder zur Wahl und wurde einstimmig wiedergewählt. Die Mitglieder sind: Dr. Hendrik Gröttrup (Vorstandsvorsitzender), Hellmut Stern (2. Vorsitzender), Bernhard Königseder (Schatzmeister), Dr. Angelika Königseder (Schriftführerin), Prof. Dr. Werner T. Angress, Alexandra Habermann, Friedrich Veitl sowie ex officio Prof. Dr. Wolfgang Benz, Dr. Juliane Wetzel.

Spendenaufruf

Nachdem vermutlich rechtsradikale Täter in der Nacht zum 3. Oktober 1999 über 100 Grabsteine des Jüdischen Friedhofs in Berlin-Weißensee geschändet haben, erklärte sich ein Steinmetzbetrieb aus Berlin-Marzahn spontan bereit, die Grabsteine wieder herzurichten. Nun wurde der Betrieb selbst Opfer mutwilliger Zerstörung, 150 Grabsteine wurden Mitte November zerstört, ein rechtsextremer Hintergrund läßt sich auch hier vermuten. Der Steinmetz, der bereits seit Jahren bei der Restaurierung des Friedhofs hilft, erstattete Anzeige gegen Unbekannt, geht aber davon aus, daß die Täter nicht gefunden werden. Seit sein Name nach der Hilfsaktion im Oktober in der Presse bekannt gegeben worden war, hat er regelmäßig Drohanrufe erhalten. Da der Betrieb gegen derartigen Vandalismus nicht versichert ist, hat die „Amadeu Antonio Stiftung. Initiativen für Zivilgesellschaft und demokratische Kultur“ einen Spendenaufruf veröffentlicht, um den Steinmetz bei der Behebung des Schadens von etwa 80.000 DM zu unterstützen.

FGM-Konto der Amadeu Antonio Stiftung, Stichwort „Steinmetz“, Deutsche Bank Heppenheim,
Ktnr.: 034059627, BLZ: 509 700 04.

IMPRESSUM

Verantwortlich: Prof. Dr. Wolfgang Benz

Redaktion: Dr. Juliane Wetzel

Adresse:

Zentrum für Antisemitismusforschung, TU Berlin

Ernst-Reuter-Platz 7, 9. OG.

D-10587 Berlin

Tel: (030) 314-21397 bzw. (030) 314-23154

Fax: (030) 314-21136

e-mail: wetz0154@mailszrz.zrz.TU-Berlin.de

Abdruck gegen Belegexemplar